

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Das Buch meines Lebens**

Erinnerungen

**Vierordt, Heinrich**

**Stuttgart, [1924]**

7. Abschnitt. Wertheim am Main (1870-1874)

[urn:nbn:de:bsz:31-375566](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-375566)

## 7. Abschnitt

### Wertheim am Main (1870—1874)

„O Wertheim, nie vergess' ich dein!“...  
H. B.

Wie nach einem kriegsgetümmelvollen Gesang der Ilias ein Hirtensgedicht Theokrits, so mutete das friedliche Städtchen auf die letzte, von unruhiger Bilderflucht überhastete Zeit daheim an. Hier rasselten keine Bahnzüge voll rotbehoster Gefangenen durch, hier hatte kein Etappenkommando zu schalten; aber an vaterländischer Gesinnung stand die kleine Mainstadt hinter keiner andern deutschen zurück.

Hier und da hinkte, hüftelte ein genesender Soldat, den Arm in der Binde, über den altertümlichen Marktplatz oder die holzgedeckte, holzverschaltete Tauberbrücke; im Schloßchen des „Hofgartens“, einer dem Fürsten von Löwenstein gehörigen, fluslaufwärts am Main gelegenen Parkanlage, war ein Verwundetenheim bescheidenen Umfangs eingerichtet. Meine Mutter suchte dort eine Pflegegeschwester auf; wir schritten durch die Bettreihen der Verwundeten — der furchtbar gellende Schmerzensschrei eines vor wahnsinniger Pein sich krümmenden Sterbenden schneidet mir nach mehr als einem Menschenalter durch Mark und Bein.

Der über der einstigen „Mainlinie“ drüben in Kreuzwertheim — oder wie die Wertheimer schlechtweg sagen: in „Kreuz“ — hofhaltende Fürst von Löwenstein bekam durch seine Verbindungen zuerst die Nachrichten vom Kriegsschauplatz; bei jedem Siege ließ er auf seinem Schloß eine Flagge hissen; dann krachten diesseits vom Burgberg die „Raggenköpfe“; alles steckte Fahnen zu den Fenstern hinaus, durch Gassen und Gäßchen stutete herzlich, ernster Jubel. Soeben schwelgte man im Freudenrausche darüber, daß Straßburg endlich wieder unser war!

Wir waren in dem dicht am Main gelegenen „Hotel Held“, einem stillen, niemals überfüllten Haus abgestiegen — wenigstens waren wir die einzigen Teilnehmer an der Wirtstafel; später ist das treffliche, preiswürdige



Haus eine beliebte, von Sommergästen wimmelnde Herberge geworden. Ich war mit meinen fünfzehn Jahren ein so aufgeschossener Junge, daß Herr Ribstein, mein künftiger Pflegevater, der am Morgen nach unserer Ankunft zur Begrüßung ins Gasthaus kam, erstaunt zu meiner Mutter sagte: „Frau Major, Sie bringen uns einen jungen Herrn, und wir hatten einen Knaben erwartet.“ Die wenigen, allzu rasch verfliegenden Tage bis zum Schulbeginn und zur Abreise der Mutter blieben wir zusammen im Hotel; Herr Ribstein geleitete uns in der Umgebung umher: zum Schlosse, das an der Berglehne malerisch über dem Städtchen thront und wie ein grauer Ahnherr auf erhöhtem Sitze die Schar seiner Enkel überragt; in die lieblichen Birken und die sonnenschwelgende Heide; mainüber auf den Kaffelstein, von wo Wertheim sich in breiter, voller Schönheit dem Beschauer darstellt. Ein junger Prinz Löwenstein, einer der zahlreichen Söhne des Fürsten protestantischen Zweiges, zunächst mein einziger Mitpflegling bei Ribsteins, nahm mich nach seinem väterlichen Schlosse Triefenstein mit, wo mich in der fürstlichen Büchersammlung die langgestreckten Reihen der Prachtausgabe von Voltaires Werken besonders beeindruckten.

In grauer Dämmerungsfrühe eines fröstelnden Oktobertages nahm ich Abschied von meiner geliebten, gütigen Mutter, die weinend mich immer und immer wieder umarmte; sie duldete nicht, daß ich sie schon bei Tagesanbruch zur Bahn geleite. Nach ihrem Weggang kam ich mir unsäglich verlassen vor, zum erstenmal allein in der Welt draußen, ohne die unmittelbare Fürsorge der Eltern zur Seite. Unter Tränen öffnete ich die Fensterflügel und starrte lang in den weißgrauen Nebel hinaus, der, über dem Maintal webend, das bayerische Ufer gegenüber völlig verbarg. Ein Fischer nestelte drunten am Hause seinen „Schelch“ — wie man dortlands die großen Rähne nennt — los und zog die rassende Ankerkette hinter sich ins Schiff, das, selbst ein Nebelbild, hindann fuhr und allmählich im Nebelbrauen entschwand. Das an sich so nichtige Klirren jener Rachenkette in meine traurige Abschiedsmorgenstimmung gehört zu den Tönen, die ich niemals vergessen habe und woran ich bei jedem Klirren von Kettenringen eigentümlich gemahnt werde. Dieser trübselig anhebende Tag war noch überdies mein Geburtstag!...

Meine Pflegeeltern waren: Herr Ribstein, ein Mann von biederer Gesinnung, manchmal etwas brummiger Laune, stark freigeistlicher Denkart, der die unverständliche Schwäche besaß, sich unberechtigterweise mit „Herr Doktor“ anreden zu lassen — und Frau Ribstein, eine Dame von zartem, dichterischem, fast reingeistig verklärtem Wesen, die sich dagegen



verwahrte, mit „Frau Doktor“ angesprochen zu werden, und der es hübsch anstand, von jedem Spaziergang mit einem mächtigen, selbstgepflückten Strauße schlankstieliger Feldblumen und duftiger Zittergräser heimzuführen; sie vor allem verstand durch ihre feinfühlig, herzwärmende Art, mir den Aufenthalt behaglich und geliebt zu machen; beide wetteiferten in Fürsorge für das Wohl der ihnen anvertrauten Jüglinge. Die Familie, der ich vier Jahre lang als Glied angehören sollte, wohnte in der damaligen „Gewerbehalle“, einem giebelhohen Eckhause dicht an der protestantischen Stadtkirche. Durch einen geräumigen Vorhof trat man in einen Erkerturm, dessen Eingang von einer hohen Arkade überschattet war; eine Schnecken-  
treppe führte zu unserer Wohnung im obersten Stockwerk empor; an zahlreichen Steinstufen sah man eingehauene, seltsam geschwänzte Kreuze, die man für alte Teufels- und Hexenzeichen erklärte, um böse Geister vom Hause zu bannen. Trotzdem vernahm die Köchin einmal gar wenig geheures Klingeln in den vier Ecken ihrer Schlafkammer; als weltlicher Zuspruch nicht ausreichte, schickte man sie zu ihrem Seelsorger: der Priester gab ihr etliche Duzend Papierzetteln mit frommen Sprüchen darauf und verordnete, sie auf die Gerätsfläche der Kammer zu kleben; danach waren die Geister zum Schweigen gebracht ...

Um einen großen Haussturz, worauf wohl ein gut Stück Leben der Altvordern sich abgespielt haben mochte, wie geschaffen zu mächtigen Gelagen und Familienfesten, reiheten sich die Zimmer; die zarten Hände meiner Pflegemutter hatten einen Blumengarten daraus geschaffen; in heißen Sommern, wenn die Zimmertüren erfrischungshalber offen standen und die Sonne glänzend auf die zahlreichen Blumentopfständer schien, lag es über den schlichten Räumen in Duft und Stille wie Märchenglanz; dann war hier die rechte Stimmung, südamerikanische Reisebeschreibungen zu verschlingen und sich in Fernen schwärmerisch zu träumen ...

Mein höchst einfach eingerichtetes Zimmerchen, aus dessen Fenster ich auf den Wartberg mit seinem Turme sah, war kalt nach Norden gelegen und ging auf einen Biergarten, woraus an Sommerabenden das Rollen von Kegeltugeln in unmittelbarster Nachbarschaft lieblich heraufpolterte. In jenem furchtbaren Kriegswinter, da es bis zu zwanzig Grad Kälte gefror, gerann häufig mein Waschwasser zu Eis, und wenn die kalten, silberfäßigen Mondstrahlen über meine Bettdecke glitten, und der Türmer oben auf dem Schlosse mit seiner Glocke die Nachtstunden anschlug, so sehnte ich mich manches Mal unter heißen Tränen nach Eltern, Heimat und Geschwistern.



Kurz vor Allerheiligen 1870 raste ein schrecklicher Sturm über ganz Europa; fast kein Ziegel blieb auf Haus- und Kirchendach, und in den Gassen sah es schlachtfeldhaft aus; Schiffe gingen auf dem Main unter, und oben im Birkenwalde lagen die schönsten Baumriesen hingestreckt. Als der Orkan ausgetobt hatte, erschien ein mächtiges, unheimliches Nordlicht am Himmel; wir stiegen abends auf den Schloßberg, um die volle Glut- röte möglichst unbegrenzt schauen zu können; es war, wie wenn all das in jener schicksalsgewaltigen Zeit vergossene Blut hinauf ans Himmelszelt gesprengt worden wäre. —

Das Lyzeum, dessen Neubau drüben im neuen Tauberstadtteil erst seiner Vollendung entgegenging, befand sich noch ein Jahr in der mittelalterlichen Killankapelle nebst Seitengebäude; an den Wänden des Hausflurs standen Grabsteinplatten von Rittern und Geistlichen. Jeweils kamm ich zum Unterricht die hohe Steintreppe, die vom Kirchenplatze zur Kapelle führt, empor; auf ihrem Absatze soll nach einer alten Sage mitternachts ein Mönch die Geistermesse lesen.

Den Unterricht in der beliebten Mathematik erteilte Hofrat Neuber, ein freundlicher alter Herr mit fast röchelnd heiserer Stimme; vor jeder Stunde morgens las er ein langes Gebet aus einem „rationalistischen“ Erbauungsbuche vor. Mir vor allen war vor der Stunde der Größenlehrewissenschaft ein inbrünstiges Gebet vonnöten, und ich habe den Allmächtigen niemals in der Kirche mit soviel Ernst und Innigkeit um Beistand angefleht, als hier in der Schulstube. Die Gebete glichen gewissermaßen den Jünglings- jellieberblumen; das soll heißen: je länger sie dauerten, je lieber war es uns Schülern; jede gewonnene Gebetsminute tat an Zeit einem drohenden Lehrsatz Abbruch, und wir beteten lieber, als daß wir Gleichungen auflösten, was bei Schuljungen viel bedeuten will. Den alten Hofrat konnte nichts so sehr in Harnisch bringen, als wenn einer zur un rechten Zeit lachte: da schwang sich der greise Lehrer mit turnerisch jugendlicher Behendigkeit über die Bänke hinweg, stürzte sich wie ein Drache von oben auf seine Beute, klemmte den schuldigen Scheitel des unglücklichen Lächlers zwischen seine zornbebenden Kniee, und ein Ohrfeigenhagel klatschte von rechts und links auf die glühenden Wangen des Schlachtopfers. Doch der Grimm war schnell verraucht, und die alte Güte schwebte wie Regenbogenmilde wieder über dem Gebetsfrieden der Stube. Neuber war in jungen Jahren mit dem großen Dresdener Bildhauer Rietschel befreundet gewesen. Leider hatte ich den mir gewogenen Herrn nur im ersten Jahre zum Mathematik- lehrer; er sollte dann einem gewaltigen Zwingherrn und Wüterich Platz



machen, der mir das Wertheimer Jugendstilleben zeitweise mit trüben Wetterwolken verfinsterte.

Leiter der Anstalt war der leidende, hagere, humorvolle, nur aus Geist, Haut und Gebein bestehende Professor Föhlisch, ein trefflicher Erzieher, der ein warmes Herz für seine Schüler hatte, wenn es sich auch zuweilen in rauher Schale zu verkapseln schien; der knochengerüstartige Mann, mit seinen scharfen, stechenden, gleich Stoßballkugeln hin und her rollenden Augen war so farbenblind, daß er einst statt eines schwarzen einen feuerroten Anzug beim Schneider bestellte und erst am Zusammenlaufen der Gassenjungen seines Mißgriffs gewahr wurde. Schon sein Vater war Leiter des Wertheimer Lyzeums gewesen und hatte durch große Lehrbegabung der Anstalt weithin einen guten Namen gemacht. Vieles Umherschweifen in der Welt, Freizeitreisen u. dgl. gehörten nicht zum Merkmal des Wertheimer Lehrkörpers. Unser Schulvorstand hatte schon ein Vierteljahrhundert das Taubertal nicht mehr verlassen, bis ihn die Pflicht als Geschworener nach Mannheim rief. Man tröstete sich mit dem Beispiel des sephastischen Königsberger Weltweisen Kant. Überhaupt war man änderungsfeindlich in Sitten, Gebräuchen und vor allem in Kleidungsstücken. Unser Hausmitbewohner Geheimer Hofrat Hertlein, der gelehrte Herausgeber der Werke Diodors, der jede Woche seinen regelrechten, altgewohnten Gang über den Berg ins Tauberdorf Reicholzheim zum Whistspiel machte, konnte sich berühmen, seit vierunddreißig Jahren denselben Hut zu tragen!

Lehrern wie Professor Platz, der mich stets mit einer gewissen Auszeichnung behandelte; Garrecht, dem einzigen Lehrer des Französischen in meiner Schulzeit, dem die Schüler Achtung bezeugten; dem lebenssprudelnden, feuergeistigen John, der mir englischen Privatunterricht erteilte, bewahre ich die dankbarste Erinnerung. Bei der geringen Schülerzahl konnte sich zwischen Lehrern und Schülern ein persönlich trauteres Verhältnis entwickeln.

Zuschnitt und Gehaben in Wertheim waren recht urväterlich. Wegen großen Hausputzes konnte die Schule noch ausfallen! Bis kurz vor meiner Ankunft erhielten die Lyzeisten schulfrei, wenn der Fürst von Löwenstein nach längerer Abwesenheit zum Aufenthalt in Stadt und Umgegend ankam, und der durchlauchtige Herr mochte sich dann noch ganz unmediatistert vorkommen, wenn die dankerfüllte Schuljugend ihm am Bahnhof eine Hecke bildete. Der zu meiner Zeit „regierende“ Fürst galt als übersparsam; man vergaß wohl, daß seine Genauigkeit ihm ermöglichte, die Schulden seines Vorgängers in ehrenvoller Weise zu tilgen. Unter dem alten Fürsten



sollte eine gar lustige, tolle Zeit gewesen sein, wo sich Hofbälle, Maskengesellschaften, Schlittensfahrten in buntem Reigen jagten; manchmal hörte man noch schwärmerisch von jenem verlorenen Paradies erzählen.

Die Lebensweise der Wertheimer war mäßig und einfach. Daß ich, an höflichere Residenzsitten gewöhnt, in der ersten Zeit vielfach Handschuhe trug, erregte städtisches Aufsehen; ich gewöhnte sie mir bald ab und verwilderte zu meinem Vorteil. Eine Mutter, die hochbefriedigt von meinem neuen Brauche war, kam zu Frau Ribstein und sagte: „Ich werde meinen Otto dazu anhalten, sich der selben Handpflege zu befeißigen.“ Der Griff an meinem Regenschirm wies eine kleine, braune Schnitzerei auf und mochte vielleicht um einen Grad weniger klobig als die hinterländischen Regenschirmknöpfe sein; einer meiner Lehrer nahm ihn betrachtungsvoll zur Hand und äußerte nach bewunderndem Stillschweigen: „Man sieht doch gleich, daß dies aus der Residenz kommt!“

Von meinen Eltern war ich frühzeitig angehalten worden, ältere Leute durch tiefes Hutabnehmen ehrerbietig zu grüßen; die Wertheimer Schuljugend läufte kaum ihre Kappen, als wenn sie Späßen darunter hätte. Eines Abends kehrte Herr Ribstein heim und erzählte: „Vorhin war ich im Laden bei Frischmuth; da sieht mich Stadtpfarrer Reithardt drin stehen, eilt herein und erkundigt sich eifrig: ‚Wie heißt doch der junge Mann aus Karlsruhe, der bei Ihnen in Pflege ist? So anständig grüßt mich hier kein Mensch.‘ Heinrich, bei dem hast du einen großen Stein im Brett.“ So oft ich künftig dem betagten Geistlichen begegnete, breitete ich förmlich meine garstige schwarze Schildmütze zu seinen Füßen auf das Gassenpflaster hin, und er zirkelte seine Grüße genau nach dem jeweiligen Maße des ihn Grüßenden ab.

Donnerstags roch das Taubertal wie eine große Sauerkrautschüssel; an diesem Tage pflegten ausnahmslos alle Bewohner nach einer vielleicht in heidnisch-germanische Vorzeit hinabreichenden Sitte von jenem lieblichen Gemüse zu schmausen; ich habe das bis dahin mir verhaßt gewesene Gericht, zumal in Verbindung mit Schweinebraten, dort erst schätzen lernen. Man neckte mich wegen meiner Sauerkrautfeindschaft und führte Uhlands „Mehlsuppenlied“ ins Feld gegen mich, was mich zu sofortiger gereimter Erwiderung stachelte:

Dies Lied ist schön für den, der's gerne singt,  
Doch schauerlich für den, der es verachtet;  
Wenn es von Mehlsuppen helter klingt,  
Vom Schweinchen, das soeben ward geschlachtet,



Da mach' ich mich mit schnellem Fuß davon,  
Verzichte gern auf solchen süßen Lohn.  
Umland! sing du von Sauerkraut und Schwein,  
Nicht jeder Magen stimmt mit überein!

In unserm Tisch lebte man nach dem Verfahren des Dr. Schweningen, lange bevor von dem Bismarckarzt irgend in der Welt die Rede gewesen wäre. Keinen Wein, nicht einmal Wasser, gab es während der Mahlzeit; nach aufgehobener „Tafel“ erschien eine Kanne frischen Brunnentranks auf einem Seitentischchen, und lechzend setzte sich die kleine Karawane der Tischgenossen zum Erfrischungstischlein, wie zum Dasenquell, in Bewegung. Am 18. Oktober jeweils, als dem Gedenktage der Leipziger Völkerschlacht, stiftete Herr Ribstein, getreu den Leitsternen seiner Jugend, eine Flasche Wein!

Die zweite Wochenhälfte lebte man in freudiger Erwartung des Samstags; nicht bloß weil der schulfreie Sonntag dahinter winkte, sondern in höherem, schöngelbigem Bezuge: mit dem Samstag kam ja die „Gartenlaube“! So oft es nachmittags an der Gängtüre klingelte, eilte man nach der Pforte, ob das vielgeliebte, heißersehnte Blatt noch immer nicht da sei! Man genoß in kleinen Mengen feinschmeckerisch, wie Schlückchen alten Süddeines, während der Kriegszeit den Bernerischen Roman „Ein Held der Feder“, späterhin „Das Geheimnis der alten Mamsell“ und „Das Heidesprinzessen“ der Marlitt; ich las die jeweils erscheinenden, noch druckerschwärzefechten Abschnitte jener Romane sofort nach ihrer Ankunft, be gierdevoller Spannung, meiner Pflegemutter vor.

Seit den ersten Stunden meines Eintritts ins Haus wartete man von Tag zu Tag auf die Ankunft eines jungen Russen aus Odessa. In dieser Erwartung verging ein volles Vierteljahr. Endlich am Abend des vierten Advents, knapp vor Weihnachten 1870, erschien der seltsame kleine Fremdling, von dem man sich allerhand barbarische Zerrbilder entworfen hatte. Herr Ribstein brachte ihn auf gefährlicher Glatteisbahn vom Bahnhofe nach Hause, denn in Main und Tauber war das Wasser bei furchtbarer Kälte gestiegen, hatte sämtliche Gassen nebst dem Marktplatz überschwemmt, ja bis zur Steinstaffel der hochgelegenen, uns benachbarten protestantischen Stadtkirche war es spülend heraufgedrungen und nunmehr von gangbarer, glänzender Eiskruste dick überzogen; aus den Kellern waren in schleuniger Hast Holz und Kartoffeln und Lohkäse geflüchtet worden.

Frau Ribstein und ich saßen im heimlichen Eßzimmer um die Lampe; draußen heulte der Wintersturm, als unter der Lüre die gedrungene Ge-



stalt des elfjährigen, mutigen Bärchleins erschien, das ganz allein die weite Fahrt vom Schwarzen Meer zum Raine bei solch unwirklicher Jahreszeit in zwölftägiger Reise, durch die Schneewüsten der Bukowina theilweis im Schlitten jagend, glücklich zurückgelegt hatte. Auf dem Kopfe des Jungen saß eine zuckerhutförmige, weißgraue Kirgisienpelzmütze; seinen geschmeidigen Körper umhüllte ein bis zur Hüfte dicht anschließender, pelzgefütterter, hellgelber Ledermantel, der mit vielen grünen, blauen und roten Ligen verbrämt und verschmückelt war und von den Lenden abwärts vom Leib abstand, wodurch er seinem Träger fast das Aussehen einer frauenhaften Erscheinung lieh. Der „Russe“ mit seiner eigenartigen Volkstracht war ein Ereignis für das noch kleinstädtische Wertheim; die Buben liefen ihm in hellen Haufen nach, so daß er sich bald deutscher Kleidung anzubequemen begann; bei seiner großen Anpassungsfähigkeit hatte sich Alexander schnell in den Verhältnissen des deutschen Städtchens zurechtgefunden. Auf ungezählten Gängen durch Wald und Feld waren wir trotz des Altersunterschieds von vier Jahren stete Gefährten. Manchmal übertrug er mir aus einem Bändchen russischer Dichtungen Verse von Puschkin, und ich vernahm zum erstenmal die schönen Klänge der fremden, schwer erlernbaren Sprache.

Ein munterer, aufgeweckter Junge, war mein Stubengenosse der erste Vertraute, den ich in meine bescheidenen dichterischen Anfangsversuche einweihte. Da sein Vater Deutscher war, sprach er Deutsch so gut wie Russisch. Zwischen dem Prinzen Löwenstein und dem Russen gab es ständig Zwiespalt, und ich hatte den ehrlichen Friedensmakler unablässig zu spielen. Der Prinz schalt ihn einen Kosaken, Talglichterfresser und Lampenölsäufer, was der Sohn Ddessas mit allerlei südrussischen Steppenliebhosungen gleich offenerzig erwiderte. Ein Glück für beide war es, daß der Prinz bald abberufen wurde. Alexander verließ Wertheim erst Ostern 1874, einige Monate vor mir. Viele Jahre vernahm ich dann nichts von ihm; es war sogar das Gerücht zu meinen Ohren gedrungen, er sei im russisch-türkischen Kriege von 1877/78 mit einem Kriegsschiff in die Luft geflogen. Da bekam ich Mitte der 1890er Jahre den Brief des Führers eines Fahrgastdampfers auf dem Kaspischen Meere mit der dringlichen Einladung, in das erdölquellenreiche Baku zu ihm zu Gaste zu kommen. Der Brieffschreiber war der totgeglaubte Alexander, der nach abenteuerlichen Schicksalen, die ihn in alle Erdteile verschlagen hatten, zuletzt auf jenem für uns fast rätseldunkeln Gewässer Schiffskapitän geworden war!



Das erste Weihnachtsfest außerhalb meiner Heimat suchten wir uns nach Kräften traulich zu gestalten. Unter dem Tannenbaum senkten wir kleine Spiegelscherben in grünes Moos und ließen auf den lichterpiegelnden Flächen weiße blecherne Schwänchen, wie auf Weihern, schwimmen. Wollte sich ein geheimes Tränlein der Weihnachtssehnsucht nach Hause vom Aug' ins grüne Moos stehlen, bis man zum Troste schnell in die vanillegebäckten Anfangsbuchstaben unserer Namen, die eine Wertheimer Sonderkunst herrlich herzustellen vermochte, und alles war dann leichter zu tragen. Ein geschenktreiches, wünschefüllendes Bündlein aus der Heimat brachte nützliche und angenehme Sachen in Masse mit den Weihnachtsdüften des Elternhauses.

In jenen Zeiten verschlang ich Hauffs „Lichtenstein“, und nichts schien mir heimlicher und altdeutsch-traulicher, als in gotisch gewölbtem Spitzbogengemach ein „Biersüpplein“ zu verspeisen, wie es die ritterlichen Helden in jener Geschichte tun. Da kam ein bebrämter Diener des Fürsten Löwenstein und beschied mich auf kommenden Sonntag zur Mittagstafel nach Kreuz. Ich fühlte mich durch diese gelegentlichen Einladungen nicht wenig geehrt, wogegen mein von keinerlei Fürstenverehrung angekränkelter Hausvater den Verkehr mit der durchlauchtigen Familie nicht gerne sah; er hatte dem Fürsten nie verziehen, daß er seinen Sohn, meinen Mitpflegling, bei ausbrechendem Scharlach noch schnellstens ins Ribsteinsche Haus hatte schaffen lassen, um die Gefahr von seinen andern Kindern abzuwenden; so hatte denn ich das Vergnügen, wochenlang mit dem Scharlachfiebernden, Krebsrotten in unmittelbarem Verkehr zu sein, ohne jedoch angesteckt zu werden. Ich machte sämtliche Schulaufgaben in seinem Krankenzimmer; in der gesundheitspflegebedachten Neuzeit duldete dies sicherlich kein Arzt mehr.

Die Überfahrt nach Kreuz im rauhesten Jänner war nicht unbedenklich; haushoch türmten sich auf beiden Ufern des Mains die blaugrünen Eismassen; um zum Flusse gelangen zu können, war eine Art Schacht wie eine Grindelwalder Eisgrottenpforte zurechtgehauen, und wenig gemüthlich stauten sich, bald hell klirrenden, bald dumpf knirschenden Geschiebes, die weißgrauen Blöcke, gleich vorweltlichen Ungeheuern, um meinen polternd hin und her geworfenen Kahn, und die kräftigen Fährleute schalteten wie Übermenschen mit dem Staken. Die fürstliche Familie war von bestrickender Liebenswürdigkeit; auf silberner, funkenglitzernder Schneebahn ward eine Schlittenfahrt veranstaltet. Der Fürst hatte sich nicht lange zuvor in linksständiger Ehe mit der ehemaligen Erzieherin seiner vielen Kin-



der, einer bildschönen, stolzen, mecklenburgischen Küsterstochter, vermählt, die in eine Freifrau von Grünau verwandelt worden war. Bei Tafel ward eine rosafarbene Suppe aufgetragen, die mich in ihrem Fleischton an Strumpfhosen von Bühnentänzerinnenbeinen erinnerte; ich nahm herzhaft einen Löffel voll der fremdartigen Brühe, und — puh! — um ein Haar hätte ich voll Entsetzens den fürchterlichen Schluck wieder von mir gegeben; nur das Verzweiflungsgefühl, mich an solchem Ort ungeziemend zu benehmen, hatte mich ihn bereits hinunterwürgen lassen. Der Fürst warf mir einen Blick gütigen Mitleids zu und fragte: „Nun, lieben Sie diese Suppe nicht? Bieruppe ist unser Leibgericht!“ Von Stund an war ich aller Hauff'schen Bieräppleinromantik ledig.

Ein kindliches Heflein dürftiger, magerer Gedichte, vorwiegend Kriegsklänge, war entstanden, die ich trotz alledem glutbegeistert meinem moskowitzischen Begleiter auf verschneiter Wanderung längs der zugefrorenen Tauber vorlas, das prächtige Winterbild der altersgrauen Burg vor Augen, oft von zahllosen Kräbenschwärmen umkränzt. Kam man von solchen Sonntagnachmittagsgängen durchstrotzen, glitzernde Schneeflockensterne an tränender Wimper, mit winterblauen Händen heim, wie taute man in warmer Stube behaglich auf, wie köstlich mundete der heiße Tee mit eingetunkten, querdurchschnittenen, butterbestrichenen Fastenbretzeln!...

O ihr schönen, einsamen, unvergesslichen Gänge zu allen Jahreszeiten: winters schreitend über die schneeverwehte Heide, zu Häupten Sturm und Wolkenflucht, als fause das alte Wodansheer über seinen ästetnirschenen Odenwald; beim Schneestapfen blaue, saure Schlehenfrüchte vom nackten Gesträuche pflückend und im Heidhof am traulichen Kachelofen die erstarrten Glieder wärmend — sommers aber träumerisch in rosablühendes Heidekraut sich streckend oder mit knabenspielerischer Hand aus umhergestreuten Feldsteinen kleine Ringwälle nach altgermanischem Muster bauend, den pfingstenblauen Himmel mit ziehenden Wolkenlämmern über sich, von Glockenklingen aus den Tälern umflutet und den im Winde flatternden, wilden Hagerosenblüten duftig umweht, zuletzt im Heidhofe sich an einer Schale kalter Milch erquickend! Was an schöpferischer oder genießerischer Naturdichterfreude glühend in meinem Herzen lebt, ihr habt es geweckt, euch danke ich alles. Keine Zeile steht in meinen Jugendliedern und Naturbildern, die nicht zu euch heimreichte, an euch geschaut, in euch erlebt wäre! Wachen und geschlossenen Auges träume ich nach so langer, langer Zeit noch von dem Jugendglück, das ich auf jenen Höhen, in jenen Tälern verschwelgen durfte...



Anfang März 1871 schritt, weißgekleidet und palmzweigtragend, der Friede durch die deutschen Lande. In überschwenglicher Freude zitterten alle Herzen ihm entgegen, und Stadt und Dorf taten Feierngewänder an. Am dritten Abend jenes für Deutschland wohl glücklichsten Monats im ganzen Jahrhundert blieb kein Fenster unerleuchtet; auch Wertheim stellte zahllose Beleuchtungslämpchen vor die Scheiben; das Schloß leuchtete rot und grün und weiß in Feuerpracht; sinnreiche und sinnarme Leuchtbilder sammelten die Stimmung ihrer Fertiger; auf flaggenwehendem Marktplatz hielt von hohem Schanzerüst herab mein verehrter Lehrer Platz eine zündende, von vaterländischer Begeisterung sprühende Festsrede . . .

Eine schönere Zeit, als die allerersten 1870er Jahre, unmittelbar nach dem herrlichen Kriege, hat Deutschland niemals erlebt, eine solche Zeit wird auch wohl nie wiederkehren. Die Alten sahen ihre Traumbilder erfüllt; der Rotbart war aus dem Kyffhäuser herausgestiegen, das neue Reich stand festgegründet da, voll knospender Pracht hing alles! Wahrlich, wer in jener Zeit ruhmattmender Erfüllung starb, bevor die häßlichen, politischen und religiösen Quängeleien und Querköpfereien anhuben und die Nebelgehirne deutscher Wolkentuckucksheimer über „Hurrapatriotismus“ zu spötteln und in ihrer Kurzsichtigkeit sich selber die Lust an ihrem herrlichen Reiche zu vereteln begannen, dem war das beneidenswerteste Los gefallen! . . .

Nun aber zählte ich Stunden und Minuten, sollte mir doch der Dsterrich als österliche Fests- und Siegesfreude das Wiedersehen der Meinigen bescheren. Als die während des Winters beträchtlich emporgeschossene, schmalbrüstige, blaßgesichtige Gestalt des heimkehrenden Sohnes mit langen, blonden, bis auf die Schultern herabfallenden Locken im Elternhaus erschien, da brachen Mutter und Großmutter in bittere Tränen aus und waren schier zu Tode betrübt über die „leibarme“ Erscheinung; mit Eiern, Rotwein, Fleischkraftstoff und Malzjud ward ich vollgepumpt, und die Masspflege schlug so gut an, daß ich alsbald um etliche Pfund zunahm.

Am 3. April 1871 hielten die vom Feldzuge kehrenden badischen Truppen ihren Siegeseinzug in Karlsruhe; der Zug der umjubelten Helden bewegte sich vom Mühlburger Tore her durch die lange Straße (Kaiserstraße), die fast durchweg noch aus unscheinbaren, kleinen Häusern mit niedern Dächern bestand. Ecke der Lamm- und Lange Straße stand ich, als der uns aus Nassau her bekannte Geisterseher Hieronimus an der Spitze seines Bataillons, einen Eichenkranz um den Helm, unter klingen-



dem Spiele vorbeiritt, mit gezogenem Säbel die unzähligen zugeworfenen Kränze geschickt auffangend, als spieße er Tauben. Tags darauf fand auf dem Schloßplaz großes Gelage für die Truppen statt; unter den Bäumen standen reichbesetzte Tische für die auf Stadtkosten Schmausenden. Flugblätter mit Gedichten wurden verteilt. Ein vaterlandbegeisterter Buchdrucker hatte sich bereitgefunden, einen höchst unreifen „Gruß an die badischen Krieger“ von mir zu verbreiten; glücklicherweise nur mit den Anfangsbuchstaben meines Namens unterzeichnet, und ich genoß zum ersten Male stillen Stolzes, wenn ich so sagen darf: gedruckte Verfasser wonnen, so oft ich, durch die Bankreihen der zehenden Soldaten schlendernd, das Blatt in den Händen von vielen hunderten sah.

Auf der Rückreise nach der siegverklärten Osterzeit fuhr ich in einem Schwarm übermütiger, ausgelassen lustiger Kriegsurlauber, die sich in derbfrohen Liedern nicht genug tun konnten.

Mir war auf die Seele gebunden, die bekömmliche Mästung in Wertheim fortzusetzen: ein Fäßchen Rotwein ward abgefüllt; auf dem Ofen stand jederzeit ein Körbchen mit rohen Eiern — Bazillen waren gottlob noch unentdeckt — ausspfungsbereit; ich erhielt allfrühstücklich einen Kreuzer ausbezahlt — noch gab es nicht Mark und Pfennige —, mir einen Zehnuhrweck zu kaufen. Diese Anschaffung schien mir überflüssig und ich sammelte die morgendlichen Kreuzer in einer Schachtel. Herr Ribstein wünschte gelegentlich einen Gulden gewechselt zu bekommen. Flugs holte ich meine Sammelbüchse, stülpte sie selbstverräterisch zum Staunen aller um und eine Unmasse von Kupferkreuzern rollten klirrend über den Tisch. Nun galt ich als eine vorzüglich sparsame Seele! Kann man diese Eigenschaft einem Geschöpfe verargen, dessen Großvater väterlicherseits Bankherr, dessen Großvater mütterlicherseits Großherzoglicher Vermögensverwalter und dessen grauer Ahnherr bereits im Dreißigjährigen Kriege gar „Pfennigmeister“ zu Corbach im Waldeckischen war?

Die weiche, ausgesprochen protestantische Einsegnungsstimmung zitterte noch immer in meiner Seele nach, so daß ich den in Haus- und Stadtgesellschaft lebendigen Geist der Gottlosigkeit bitterlich beklagte; in dieser Seelenverfassung schrieb ich — ich müßte kein Lyzeumschüler gewesen sein — ein umfangreiches Schauspiel „Gustav Adolf“, das wenigstens einen Vorzug hatte: es war in ungebundener Sprache geschrieben. Zeit lebens mochte ich Schauspiele, die in Versen einherschreiten, nie recht leiden. Als im Juni die Kirchenglocken das Allgemeine Friedensfest einläuteten, las ich das Stück meiner dichtungliebenden Pflegemutter vor.



Etliche Zeit darnach erzählte ein Lehrer im Unterricht: es sei verdienstvoll, wenn angehende Dichter ihre Jugendwerke vernichteten; irgendein großer Grieche — ich glaube gar Plato — habe seine dichterischen Schöpfungen den Flammen überliefert. Da wollte ich hinter keinem Plato zurückstehen, lief heim und bereitete dem „Gustav Adolf“ ein Savonarolaschicksal!

In der Herbstfreizeit durfte ich meiner Familie nach dem Salzkammergute folgen. In München, wo kurz zuvor die Cholera gewüthet hatte, fuhr ich — solcher Abenteuer ungewohnt — in fürchterlicher Gewitternacht von einem überfüllten Gasthause zum andern, bis ich im „Bamberger Hof“ hoch oben unterm Dach ein letztes, bleikammerschwüles Kämmerchen ergatterte. Beim Stiefelausziehen lag ich plötzlich am Boden — mein Stuhl besaß nur drei Beine; und als ich ins berghohe Federbett stieg, sank ich in die weichen Pfähle schier bis zum Fußboden hinab und wälzte mich, wie in einer Mulde Leigs, die drückende Augustnacht hindurch, schlummerlos den Tag erharrend und mich mit Schreckbildern von Choleraleichenzügen zermarternd . . . In Salzburg holte der Vater mich ab und brachte mich zu den Meinigen nach Berchtesgaden, wo wir eine prächtige Zeit verbrachten. Einzig schön waren die Fahrten über den Königssee, um den in der Bartholomäusnacht die Freudenfeuer flammten. Zuweilen begleitete uns auf Ausflügen das geistvolle Fräulein Stephanie von Geusau, die einstige Jugendgeliebte Großherzog Friedrichs I. von Baden, mit ihrer jenem Liebesbund entsprossenen Tochter. Auf der Heimreise prägten die Passionsspiele von Oberammergau tiefen Eindruck in mein jugendlich wachswieches Herz.

In die Stille Wertheims zurückversetzt, hatte ich einen viel weiteren Schulweg als bisher, da das Lyzeum im Herbst 1871 in das neue Gebäude jenseits der Tauber übersiedelt war. Ich kam zurzeit so gut in der Schule vorwärts, daß ich, übermütig genug, mich angefaßelt fühlte, ein Römerschauspiel „Geta und Caracalla“, die blutige Geschichte jenes trauervollen Kaiserbrüderpaares, in fünfßüßigen Jamben zu verfassen, trotzdem ich den Eltern gelobt hatte, alle Kraft bloß den Schulaufgaben zu weihen! Aber was sind Gelübde und „promissorische“ Eide gegen die Gewalt der Natur?

Am 1. Mai 1872 beglückten „300 Mergentheimer“ unser stilles Städtchen; die Häuser waren beslaggt, Kanonen donnerten zur Begrüßung, festlich bewimpelte Schiffe schwammen auf dem Main — ich träumte von einem herrlichen, unbegreiflicher Weise verschwundenen Aussichtsturm in den Birken hinaus ins Main- und Taubertal, indes aus der Schloß-



efte zu meinen Füßen die Volksliedklänge von der Lorelei zu mir herauf-  
tönten und glückliche Frühlingsstimmung über der Landschaft hing, als  
schwebte Frau Holle mit blauen flatternden Händen über Speffart und  
Obenwald. Sommerausflügler schienen damals gern in Horden zu „300“  
zu ziehen; als ich zu Pfingsten in das unferne, altertümliche Rotenburg  
ob der Tauber ausrückte, waren dort gerade „300 Würzburger“ unter  
Sing und Sang eingezogen . . .

Nach genussreicher, zu Schwyz verbrachter Sommerfrische von 1872  
fiel mich wiederum der Hafer und ich fertigte, durch Beschäftigung mit  
den sog. Grumbachschen Händeln angeregt, ein gestaltenreiches Trauers-  
spiel „Grumbach“, dem ich ein opernhaftes, mit regelrechter Himmelfahrt  
des Ritters und Bischofmörders ausklingendes Ende gab. Auch die Ein-  
drücke der Schweizer Reise hatten balladenhafte Gebilde schauervoller,  
feinerweichender Art ersiehen lassen, wie schon aus den grausenerragenden  
Überschriften „Kindli-Mord“, „Die Braut am Grabe des gefallenen  
Bräutigams“ oder gar „Das Lied von der Cholera“ zu ersehen. Ich las  
diese Sachen mit Zagen meinem etwas spottlüsternen Privatlehrer Pro-  
fessor John vor, der dann in der Prima sagte: es scheine die alte tränen-  
selige Kirchhofdichtung des vorigen Jahrhunderts wieder aufzusteigen!  
Der mir allezeit gewogene Lehrmeister verwöhnte mich nicht durch Lob-  
sprüche. Als ich viele Jahre später ihn wieder aufsuchte, meinte er bei der  
Begrüßung: „Ich fühle mich an dem, was aus Ihnen geworden ist,  
durchaus unschuldig.“ Ich konnte dem Trefflichen nur dankbaren Herz-  
zens die Hand dafür schütteln, daß er mir nicht durch verfrühte Anerken-  
nung meiner unfertigen Leistungen den Kopf verdreht hatte.

Gleichzeitig mit den geschilderten Trauers- und Schauerergüssen war  
eine fast unheimliche Begeisterung für Richard Wagner in mir erwacht;  
ich spielte nur Klavierauszüge seiner Werke, stellte sein Bild auf meinem  
Schreibpult auf, feierte sogar seinen Namenstag und schrieb ihm zu  
seinem 60. Geburtstag einen in halbwahnsinniger Überschwenglichkeit  
hinausgeschleuderten Brief nach Bayreuth; natürlich schnaufte ich, wie  
man zu sagen pflegt, von diesem einseitig gebliebenen Briefwechsel wohl-  
weislich keiner Seele meiner Umgebung etwas. Wagner wird über solchen  
Schülerüberschwang herzlich gelächelt und ihn zu ähnlichem Unsinn in den  
Papiertorb geworfen haben . . .

Otto Ribstein, ein Sohn des Hauses, war als Rechtspraktikant ins be-  
nachbarte Tauberbischofsheim versetzt worden und kam an Sonntagen  
regelmäßig herüber; er war Meister im Klavierspiel und huldigte dem



Schönen aus alter und neuer Zeit. So brachte er Wagners „Meisterfinger“ mit! Von diesem Tage rührte zu Wertheim eine Kunstumwälzung her. Da er kurz zuvor an seinem Amtsort aus Gefälligkeit in einem öffentlichen Musikabend mitgewirkt hatte und vom örtlichen Amtsverköndiger gefeiert worden war, beschloßen auch wir eine Huldigung zu seinen Ehren: der „Russe“ trat ihm, als Festjungfrau gekleidet, entgegen in weißem, langschleppendem Nachtgewand unserer Pflegemutter, um die Hüften eine rote Schärpe, in den Händen einen Lorbeerkranz, begeisterten Mundes ein Sonett sprechend — das einzige, das ich in meinem Erdenwallen verübte! Indes Otto das Vorspiel zu den „Meisterfingern“ spielte, stand seine Mutter vor Beethovens stets mit Blumen und Gräsern umrahmtem Bildnis und rief: „Armer Beethoven, armer Beethoven! was mußt du alles hören!“ Mählich sprang eine Flügelsaite; o weh! Jetzt ging's erst recht über Wagner los: „Auf keinem ordentlichen Klavier kann man seine Sachen spielen! Ist das Musik? Spektakelmusik, Ragenmusik! Nie mehr darfst du mir etwas von Wagner spielen!“ Je mehr sie wütete, desto eifriger wurde der Bayreuther Meister von uns verteidigt. —

Gleich nach Neujahr wanderte regelmäßig ein alter Tanzmeister, namens Pahl, von Haus zu Haus durch das Städtlein, klopfte an alle Türen, wo er tanzstundsfähige Beine witterte und lud zur Teilnahme an seinem Unterricht ein. Die Professoren sahen meist scheel dazu; für jede verfehlte Frage mußte monatelang bis zum Überdruß und zur Langeweile die Tanzstunde als Ursache herhalten! Den ungelenten, versteiften Gliedern der jungen Germanen konnte das bißchen Geschmeidigkeit wahrlich nichts schaden. Im Saal der „Kette“, dicht am Tauberufer, fanden die köstlichen Abende statt. Mit Ernst und Abgemessenheit ward einem da erst das richtige Grüssen auf der Straße beigebracht, sogar dreifache, bis zur Erde sich neigende Verbeugungen für Empfänge bei fürstlichen Persönlichkeiten eingeübt. Ein König würde sich den Leib vor Lachen gehalten haben, wenn die bei ihm Eintretenden ihn mit solchen Hopsfern betrafstüß hätten. Nach einigen Wochen getrennter Anstandsvorübungen kam der große Tag, wo „Herren“ und „Damen“ soweit herangebildet waren, daß man sie zusammensammenkommen lassen konnte. Bei trübseeligem Öllampenlicht wogten die Rundtänze durch den Saal, und ich freute mich stets auf die Abende, da ich meine Lieblingstänzerinnen Emilie und Theresie im Arme schwingen durfte. Altväterisch genug ging es dort noch her: einmal stand der Tanzlehrer vor dem Saal und deutete betrübt in den dunkeln Raum: „heute kann keine Tanzstunde sein; es ist große Wäsche, die muß trocknen!“, in



des auf finstern Hintergrunde weiße Leintücher und allerlei unterirdische Laten gespensterhaft schwannten. Der Tanzmeister ergöhte uns durch neue Wortbildungen, womit er den Sprachschatz erweiterte; so befehlte er mit Vorliebe: „Tanzen Sie Lürzu's!“ Herr Pahl war ein Allgeist: von Hause aus Hutmacher, in Mußestunden Tanzmeister, aus künstlerischem Drange Lichtbildner, schriftstellerte er sogar; er hatte ein Anstandsbüchlein herausgegeben, das man aus Anstandsgefühl kaufen mußte und das vielversprechend anhub: „Es gibt eine gewisse Gattung von Gesichtsgedärden, welche unter dem Namen von Grimassen bekannt sind und schon durch das angeborene Gefühl von Schicklichkeit für unanständig erklärt werden.“ Nach dreimonatiger Unterweisung war „Große Tanzstunde“, eine Art Abübung und Schauvorstellung. Die ganze Teilnehmerschaft ließ sich zum ewigen Andenken von ihrem großen Tanzvorbilde lichtbildern. Der tanzmeisterliche Höhenmensch wußte mit künstlerischem Geschmack die Gesellschaft so anmutig aufzustellen, daß von einem erklecklichen Teile bloß Ohren oder Haarspitzen dem Betrachter sich darstellten. Auch ein Tanzstundenausflug nach Waldenhausen wurde vom „vornehmen“ Teile der Gesellschaft veranstaltet; die Tante einer meiner Leibtänzerinnen hatte sich gütigerweise zur Waidame angeboten; ich sprach sie „Gnädige Frau“ an; so etwas war, seit Kaiser Heinrich II. im Jahre 1009 Wertheim das Marktrecht verwilligt hat, kaum vorgekommen! Erstaunte Stimmen jischelten einander ins Ohr: „Er muß, scheint es, ein Österreicher sein . . .“

Seit die Kunde von jenem dichterischen Flugblatt aus meiner höchst jugendlichen Feder, das den aus dem Feldzuge lehrenden Kriegern gewidmet war, bis in den hintersten Lauberwinkel sich ausgebreitet hatte, war ich selbstverständlich die Zielscheibe des Hohnes und Spottes meiner Mitschüler. Ein junger Deutscher konnte kaum ein größeres Verbrechen begehen, als, noch auf Schulbänken sitzend, ein Gedicht zu veröffentlichen! Leider geht in vielen Fällen das Verhöhnern solcher Unglückswürmer von seiten der Lehrer aus, die am roheren Teil ihrer Schüler eine beifallsbrüllende Hörerschar finden; derartige Schulmeister dürfen sich den traurigsten Totengräbern deutschen Höhenfluges getrost zur Seite stellen.

Mein Pflegevater Ribstein, der das nagelneue Buch „Der alte und der neue Glaube“ von David Strauß — wie dies ganz Wertheim tat — als Offenbarung und neue Heilsbotschaft verschlang, ließ sich selten herbei, etwas von meinen Versen anzuhören, aus Angst, mich zu „Allotria“ zu ermuntern und von Schulpflichten abzuziehen; ich durfte nicht einmal in der Familie des rheinischen Dichters Alexander Kaufmann und seiner geist-



vollen Gattin Amara George verkehren, aus lauter Besorgnis vor dichterischer Ansteckungsgefahr. Damals, in der allerersten Knospzeit des „Kulturkampfes“, da jeder unreife Bursche den „Pfaffen“ etwas am Zeuge flicken zu müssen glaubte, dreschelte ich einige gereimte Schmähredebblumen auf die ausgewiesenen Jesuiten zusammen: „Die schwarze Flut“. Dieses Zwegedicht eroberte sich im Sturm das Herz meines Pflegevaters, des leidenschaftlichen Straußenbeters, der nichts versäumte, meinen knabenhaften Pfaffenhaß zu schüren. Beinahe begann er jetzt an mich „zu glauben“. Der ganze Ton in den fortschrittlichen Kreisen des Städtchens, vor allem in der Lehrerschicht, war auf Strauß gestimmt.

Nun aber sollte mir, wenn auch keine Krönung auf dem Kapitol wie Petrarca, doch eine bescheidene Genugtuung in der Schule selbst werden. Der Religionslehrer, Pfarrer Maurer, gab uns eines Tages die seltsame, freiwillig zu lösende Aufgabe: den Siegesgesang der Deborah aus alttestamentlicher, ungebundener Rede in moderne deutsche Verse zu übertragen. Es war eigentlich dichterische Holzspalterarbeit, die allen höchst einfach erschien; einzeln und in Gruppen begab man sich — ans „Dichten“! Aber dem einen ward die Sache bald zu langweilig, dem andern versagten nach kurzem Flugversuche die Pegasusschwinger; nach Ablauf der acht-tägigen Frist lieferte schließlich ich allein, der ich mich ehrenhalber auf die Vollendung versteift hatte, dem erfreuten Pfarrherrn die gewünschte Arbeit. Er wiegte zufrieden sein Haupt, las die sehr anspruchslose, kleine „Dichtung“ der Klasse vor — mir eine besondere Wonne, zum erstenmal aus fremdem Mund ein eigenes Geisteskind vorgetragen zu bekommen — feuchtete dann seinen Bleistift an den Lippen und sprach mit hinaufgerunzelten Augenbrauen sehr erbaut: „So, dem Vierordt wollen wir jetzt einmal einen ‚Einsler‘ geben!“ Diese Note war etwas außerordentliches, da die „Zweier“ sonst das äußerste waren, was Sterblichen zu erreichen beschieden war. Von dem Augenblick an hörte Spott und Hohn auf, die Geltung meiner Dichterschaft schien gegründet . . .

Im Kometensommer von 1873 — allnächtlich sah ich vom Bett aus das prachtvolle Sternbild über dem Wartberg funkeln — waren meine Eltern zu Besuch gekommen; in offenem Landauer unternahmen wir einen Ausflug nach Würzburg; mein Vater wünschte alte Kriegserinnerungen aufzutrifchen, und ich begehrte Grumbach'sche Gedenkstätten, so das Grab des von jenem Kaufbold ermordeten Würzburger Bischofs Melchior von Zobel im Dome zu beschauen. Auf der abendlichen Heimfahrt offenbarte ich den verblüfften Eltern meine stillgehegten Zukunftspläne: ich hoffte in meiner



Unschuld, nicht bloß das Nitterschauspiel „Grumbach“ an irgendeiner Bühne bald aufgeführt zu sehen, nein, ich wollte die Hauptrolle selber spielen! Kurz, ich bestand hartnäckig darauf, Schauspieler zu werden. Es kam im Wagen zu sehr unerquicklichen, höchst unnötigen Auftritten zwischen Eltern und Sohn. Drei Jahre trug ich mich mit der festen Absicht, zur Bühne zu gehen, und manche haben behauptet, ich hätte das Zeug dazu gehabt; allmählich ist diese Leidenschaft zu Grabe gegangen, und ich hätte später um alles in der Welt nicht auf den zettelungsvollen Brettern mein Wesen treiben mögen ...

Im selben Sommer 1873 verabredeten etliche Klassen einen Schwimmausflug nach Bestenheid, einem mainabwärts gelegenen Dorfe. Ein „Schelch“ fuhr als Kleiderschiff mit, in einem zweiten großen Rachen konnten müdgewordene Schwimmer sich ausruhen. Das Geschwader fuhr nahe dem rechten Mainufer. Beim Schwimmen in offener Landschaft täuscht man sich in den Entfernungen und überschätzt seine Kräfte. Schon kauerten viele in dem Rastschiff, als plötzlich das Kleiderboot ein Leck zu bekommen und zu sinken anfing. Alles sprang ins Wasser, um die notwendige Fracht am Lande zu bergen, was auch vereinter Anstrengung gelang. Wie blendende Odysseusgestalten stiegen die entkleideten Schiffbrüchigen zum beschülften Ufer im Mittagssonnenstrahl hinauf, aber keine Raufstaa tummelte sich mit ihren Mägden auf glänzendem Kiese, sondern erschrockene Schnitterinnen auf dem Felde, das schützende Kopftuch stittsam umgeschlagen, wandten sich vor den auftauchenden Adamserscheinungen entsezt zur Flucht, als habe der Gottseibeiums eine Schar teuflischer Verführungsbilder den Strand heraufgespien!

Schon seit geraumer Zeit bedrangsalte, striegelte, hudelte mich nach bestem Wissen und Gewissen der Mathematiklehrer Professor Böhringer. Dieser Mann, einst sogenannter 1859er Dffizier, hatte nach dem damaligen schleunigen Friedensschlusse den Dffizierssäbel mit dem Schulmeisterbädel vertauscht und völlig seinen Beruf verfehlt, denn ihm mangelte die eigentliche Lehrbegabung, vor allem die echteste, goldenste Mitgift des Unterrichtenden: die Geduld. Im Handumdrehen ließ er sich zu Ausbrüchen eines lehrerunwürdigen Jähzornes hinreißen; am unerschöpflichen Reichtum urwüchsiger Schimpfworte, einer nie versagenden Quelle, erkannte man die Truppenübungsvorbildung seiner Jugend. Er beschenkte mich unablässig mit den erlesensten Scheltwörtern, deren saftigste, duftigste Blüten ich in einer Auslese sorgfältig aufzeichnete und zur stattlichen Liste von 120 Ziffern steigerte! Diese Blumenlese gestaltete sich in meiner Hand



zu einer gefährlichen Waffe gegen den Schimpfbold, und ich schwang sie, sobald sich Gelegenheit bot, als Speer wider ihn. ... Im Herbst 1873 legte er mir eine Nachprüfung auf; meine im Familienkreise zu Wolfach im Schwarzwald verbrachte Freizeit war durch unablässige Arbeiten in der geliebten Größenlehre auf das angenehmste bereichert und ausgefüllt. Mein Lehrmeister ließ mich in der Nachprüfung — es war der Vorabend meines Geburtstages — mit hohnvollen Redensarten durchrasseln! Da ich sowieso meinen Klassengenossen im Lebensalter beträchtlich voraus war, brachte diese Niederlage mich schier zur Verzweiflung, und ich sann ernstlich auf — Selbstmord! Aber mein Quälgeist sollte wenigstens auch dranzuglauben! Ich stieg auf die Zinne des Bergfrieds in dem Burggetrümmer, suchte mir die abschüssigste Stelle aus und überlegte mir, durch welche Kriegslift ich den Tiefverhassten auf den Turm locken könnte, ihn mit mir in den Abgrund zu reißen. Ein trostvoll aufrichtender Brief, den ich bei der Rückkehr von dem schauerlichen Turmgange daheim vorfand, löste meinen Schmerz in Tränen auf, und ich gelobte mir, meinen Eltern das unermessliche Leid nicht antun zu wollen. An Allerheiligen, in häßlicher Herbstzeit, kamen meine Eltern wie rettungbringende Schutzgeister nach Wertheim. Mein Vater hielt kräftig Rücksprache mit Professor Böhringer, der sich in kläglichster Weise wand und krümmte, ja, der das für einen Lehrer beschämende, tieftraurige Eingeständnis machte: er sei ein sehr aufgeregter, reizbarer Mensch und habe einen Gegenstand gebraucht, um sich daran reiben zu können!! Mein Vater hielt ihm unter Drohung einer Anklage beim Oberschulrat — bei dieser hohen Behörde war der Professor nicht zum besten angekreidet, er hatte schon zwei schwere Verwarnungen wegen ähnlicher Schülertrauerspiele dort auf dem Kerbholz, und ein dritter Verweis hätte ihm den Hals gekostet — das ihn schwer belastende, inhaltsreiche, von mir mit Bienenfließ gesammelte Schimpfwörterverzeichnis vor das Gesicht, und mit schlotternden Knien, förmlich zusammenschrumpfend, stammelte der Eingeschüchterte: er wolle in einer zu berufenden Lehrerversammlung meine nachträgliche Versetzung in die höhere Klasse unter der leerförmlichen Bedingung einer nochmaligen Nachprüfung beantragen! Und so geschah es. Zu Weihnachten ward ich in aller Stille in die höhere Klasse befördert — von einer weiteren Nachprüfung aber verlautete nie mehr etwas! Von dieser Zeit an — ich muß es ihm zum Lobe nachsagen — wußte sich Böhringer durchaus zu beherrschen und ich hatte nicht wieder über ihn zu klagen. Die Entschlossenheit meines Vaters hatte ihn offenbar von seiner krankhaften Erregbarkeit bestens geheilt.



In zwei Freunde, Georg Bach und Heinrich Sachs, die zwei Klassen über mir, aber in meinem Alter waren, hatte ich mich innig angeschlossen. Wir waren unserer Unzertrennlichkeit halber sprichwörtlich. Georgs Vater war Pfarrer im benachbarten, hochgelegenen Dorfe Nassig, und oft an Festtagen begleitete ich den Freund in das trauliche Pfarrhaus, dessen blühende Gartenbeete, von sorglicher Pfarrfrauenhand gepflegt, mir in schönem Gedenten leuchten.

Blickt man auf dem Wege nach Nassig von der Bockenroter Steige rückwärts auf Main und Tauber, so breitet sich eine Landschaft voll entzückender Anmut aus, deren Kleinod das ehrwürdige Burgenbild ist. Am Halbrunn dort oben, einem schilfbesäumten, von Weiden und Pappeln umkränzten Weiher, könnte Hebbels „Heideknabe“ spielen; Einsamkeit und Landschaft stimmten trefflich zu dem erschütternden Vorgang der Ballade. In den Sandsteinbrüchen zuseiten der Landstraße bin ich manche Stunde herumgestiegen und herumgelegen.

Freund Georg kam auf das Polytechnikum nach Karlsruhe, und ich schloß mich noch inniger an den zurückbleibenden Heinrich an, der, von sanftem, fast mädchenhaft schüchternem, leicht in Schamröte glühendem Wesen, mir noch seelenverwandter als Georg war. In Berg und Tal der Wertheimer Gegend gibt es kaum einen Fleck, den wir nicht gemeinsam besucht hätten; es war eine ungetrübte, rein seelische Jugendfreundschaft, reich und sich selbst genug, um der Welt zu bedürfen. Auch in der Familie des geliebten Wandergenossen Heinrich war ich herzlich aufgenommen; sein Vater besaß trotz seines trockenen Steuerbeamtenberufes als badischer Obereinnehmer ausgesprochenen Sinn für meine dichterischen Erstlingsversuche, die ich jeweils brühwarm dort zum besten gab. Am Main, an der Straße nach Eichel zu, hatte die Familie einen Obstbaumgarten gemietet, da Gartenbeschäftigung eine Liebhaberei des Herrn Obereinnehmers in Mußestunden war — im Gegensatz zu meinem Vater, der ein Gartenfeind war, kein Grün sehen mochte und zeitlebens am liebsten vom Fenster auf die nüchterne Häuserzeile blickte. Manchmal kletterten wir noch spät in Mondnächten über die Mauer, um Johannis- und Stachelbeeren uns zu Gemüte zu führen. Oft an Sommerabenden schlenderten wir durch den „Hofgarten“ am Main und lauschten dem Schlage der Nachtigallen; schien der Mond durch die Parkbäume, sprachen wir schwärmend Goethes „Füllest wieder Busch und Tal“; es waren schöne, überschwenglich gefühlselige Jugendstimmungen, die von modernen Menschen verspottet zu werden pflegen. Wohl dem, der sie erlebt hat; er besitzt einen Schatz köstlicher



Erinnerungen, die bis ins späteste Alter ihn nicht verlassen, auch wenn die Freundschaft selber nicht Bestand für das ganze Dasein haben sollte. Leider ward Heinrich schon ein Jahrzehnt danach den Seinigen entrissen und schlummert auf dem malerisch gelegenen, aussichtschönen Friedhofe zu Wertheim, wo wir oft hainbändlerisch zusammen über die Gräber wandelten. Georg ist seit vielen Jahren tief im Innern Brasiliens an so abgelegenen Orten tätig, daß in halben Jahren kaum eine Lamakarawane dorthin gelangt, und ihm Gelegenheit bietet, Briefe zur Meeresküste zu befördern. —

Auch meine Zeit im geliebten Städtlein war um; ich sollte nach Wunsch meiner Eltern die beiden letzten Schuljahre zu Karlsruhe vollenden. Mit gemischten Gefühlen sah ich dem Abschied von den liebgewordenen Verhältnissen entgegen: Wehmut der Trennung, zumal von dem teuern Freunde Heinrich, aber auch Sehnsucht nach den Meinigen daheim mengten sich zwiespältig in mir ...

Auf meiner letzten Wertheimer Schlußfeier, im Herbst 1874, wirkte ich in der Rolle der „Eva“ in Hans Sachsens Fastnachtspiel „Die ungleichen Söhne Eva“ mit; die andern Jungen hatten die Frauentolle mit Entrüstung als unter ihrer Würde zurückgewiesen. Ein leidenschaftlicher Besucher des Karlsruher Schauspielhauses und mit etlicher Begabung für Schauspielerei von Natur ausgerüstet, stach ich in dem fecklaunigen Stückchen erheblich unter meinen ungelenten, jeglicher Darstellerbegabung ermangelnden Mitspielern hervor, so daß der starke Beifall mich nur noch mehr in meiner unglückseligen Absicht, zur Bühne zu gehen, versteifte, diesen Entschluß zuletzt felsenfest in mir einpflanzte. Beim Abschied von dem mir seit jenem Siegesliede der Deborah höchst gewogenen Religionslehrer, Pfarrer Maurer, meinte der würdige Mann mit gefalteten Händen und tief sinnig hin und her gewiegttem Haupte, mich in seiner gedehnten Satz- und Redeweise fast schon zum Kämpfer auf den weltbedeutenden Brettern einsegnend: „Nun, nun, Bierordt, ich habe ja gehört, daß Sie zur Bühne gehen wollen; ja nun, das ist auch ein ehrenvoller Beruf, und es haben sich ja die Anschauungen im Vergleich zu früher hierin vielfach geändert. Nun, nun, tun Sie halt, was Sie nicht lassen können ...“

In gehobener Stimmung und sicherer Hoffnung, vielleicht in einem Jahrzehnt mich den Wertheimern als berühmten Bühnenkünstler vorstellen zu dürfen, verabschiedete ich mich von Pflegeeltern und Freunden, trotz vereinzelter Erübungen vier reiche, schöne, goldene Jahre hinter mir lassend ... „O Wertheim, nie vergess' ich dein!“